

## Zum Tod von Franz Fühmann

Wir wußten es doch, wie krank er war, wie sehr schwer krank. Dennoch überfiel uns die Nachricht von seinem Tod mit ungläubigem Erschrecken, wie ein Schmerz zur unrechten Zeit.

Hatten wir ihn nicht eben erst in seiner ganzen Unbedingtheit in der Sektionssitzung erlebt, hier in unserer Akademie, im Raum mit dem langen Tisch? Wie er gekommen war – ja, etwas vorsichtig der Gang – um teilzuhaben am Gespräch über das Werk eines Jüngeren, den er gefördert hatte unter Umstrittenheit bis zum endlichen Debüt, den zu verteidigen er sich nicht anschicken mußte in dieser Sitzung, den zu empfehlen er dessen Versen überließ. Wie er dann auch sprach über bittere Erfahrungen mit Protégés, im anderen Zusammenhang mit Hochachtung von Arbeitern sprach, die Brennöfen bei Temperaturen regenerieren, die der Mensch kaum noch erträgt, wie er diese Arbeiter aber doch lieber dem Arbeitsschutz anempfahl als dem Heldenfach. Mit keinem Wort, mit keiner Geste ließ er sich anmerken, daß er schwere Operationen hinter sich hatte. Er folgte seinem Grundsatz, sich bei einer Krankheit so zu behandeln, als wäre er gesund. Ja, war das nicht eben erst? Du mußt dir sagen lassen, das ist im Februar gewesen. Franz Fühmann hatte ein Bild aus sich hervorgebracht, das der fliehenden Zeit schon widerstrebte.

Und was für ein schöner Tag, dieser 8. Juli, dieser Sonntag, an dem er starb zur neunten Stund' vor Mittag. Der erste hohe Sommertag nach wochenlang verhangenem Himmel, nach kaltem Regen, täglich. Die Leute gingen alle an die Sonne. Das Gras stand hoch nach dem vielen Regen. Das Gras trocknet schnell an hohen heißen Sommertagen. Die Linden blühten noch. Sie blühten spät in diesem Jahr. Ein Dichtertag, dieser Tag:

*Unter der linden  
wol auf der heide  
da unser zweier bette was...  
Den schönsten Tag kümmert's nicht,  
wenn ein Dichter stirbt...  
tandaradei...*

Vielleicht weinte ein Kind und wußte nicht, was soll es bedeuten. Ein schönes Märchen war dem Kind nicht aus dem Sinn gegangen.

„Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben.“ Auch: Heinrich Heine. – Könnte es sein, daß der Heine in einem Budapester Caféhaus auf den Fühmann und den Trakl träfe und der Heine würfe den genannten Satz, daß der Tod... streitlustig ins Gespräch, dann müßte es wohl sein, daß der Trakl darauf schwiege und der Fühmann hochführe: Wem sagen Sie das! Am späten Nachmittag wurde es in den Rundfunknachrichten mitgeteilt: Im Alter von 62 Jahren verstarb heute morgen... Ich vernahm's, als ich dabei war, frischgemähtes Gras von der Wiese zu rechnen. Media in vita, mitten im Leben sind vom Tode wir umgeben... Und verdammt dies! Das Bild, das er aus sich hervorgebracht, das angenommene Bild, das der fliehenden Zeit schon widerstrebte, verfluchte den Tod, der keine Augen im Kopf hat. Den aber ließ das kalt. Nur daß er den schönen Dichtertag nicht einsackte, nicht fortschleppte, als er sich unter Dornenbogen davonmachte, der blinde riesige Tod.

Die Alten verhängen den Spiegel, so lange im Haus Eins auf der Totenbahre lag. Ich weiß nicht mehr, weshalb. Wollten sie kundtun, das Ende aller Eitelkeit sei angebrochen für drei

Tage? Oder fürchteten sie, das Angesicht des Todes, die eisige Hellgesichtigkeit des Augenlosen könnte auftauchen hinter ihrem eigenen Abbild im Spiegel, könnte fragen: Wer bist du? Der Brauch muß ein Schutzverhalten gewesen sein. Wie schwer das aber doch geblieben ist, nicht beide Augen zuzumachen vor dem Spiegel im Angesicht des Todes! Sehen ist alles, sagen die Poeten. Es klingt wie ein Logenspruch. Er wollte, daß Dichtung sei ein unbedingt sehendes Handwerk. Und wie jedes andere ehrliche Handwerk auch eine Lebenskunst gegen Angst und Eitelkeit.

Die Toten sehen das, was sie am Band der Zeit gesehen haben, zeitlos, handlos immer wieder durch. So machen sie uns zeitliche Gedanken über sich, so machen sie uns zeitlose Träume von sich her. Etwas Wahlloses bleibt immer, ob wir sie zitieren oder von ihnen träumen. Ich starre auf die frisch gemähte grüne Wiese wie in einen unverhangenen Spiegel. Ich sehe, er sieht, den Gang des Waggons herabkommend, „eine große, junge Rumänin, blauschwarzer Mantel unterm nachtblauen Seidentuch überm schwarzblauen Haar über den blau und schwarz schattierten Augen, und auf dem Bahnsteig stößt, schwankend auf Zehenspitzen und von zwei schwankenden Burschen gestützt, ein bis zur Sprachlosigkeit bewegter, sehr schwächtiger, sehr verwahrloster Mann unbestimmbaren Alters einen fuselumwölkten Kuß in den weißen Dampf, den die Frau, die plötzlich aufschluchzt, nicht mehr erwidert.“ Er bedenkt, wie das wahrhaftig zu sehen ist, was er da wirklich gesehen hat an blauschwarzer Weibsschönheit und fuselumwölktem Mannselend. Er bringt die Vielfalt des in Sekunden Gesehenen auf die Einheit eines schöngliedrigen langen Satzes, den Reflex des Denkens dabei aufhebend in die Semantik des Sinnlichen. Sehen eines Augenblicks - möglicher Anfang einer Novelle.

Er ist so frei, jetzt, wo er abgereist ist in die dritte Hälfte des Lebens. Er war so frei, als er wegfuhr vom Berliner Ostbahnhof nach Budapest zu den Exerzitien über die erste Hälfte. „Ein schriller Pfiff, wie der Peitschenknall eines Dompteurs, und vor meinem Fenster die Hallenwand gleitet lautlos, wie sie's gelernt hat, zurück.“ Rilke, scheint's, ist damals auch mitgefahren, in einem anderen Coupé erster Klasse, den Panther an der Leine. Ein kurzes Seher-Gespräch auf dem Gang. Rilke sprach von Leuten, „die nur ihr Gesicht in die Zeit halten und können, wie unter Wasser, nicht schauen“. Der Vater? An den Vater wollte er sich nicht erinnern wissen, auf dieser Reise noch nicht. Ins eigene Coupé hatte er damals nur gebeten, was von Wunschdenken frei war: den Mythos und die alte Schuld, die Wandlung und das Andere. Vom Engel mit den zerschmetterten Flügeln nur den Schatten. Ab und an den alten Hegel. Jedenfalls „das Hegelwort, das zu durchdenken man nicht müde werden kann: Wenn p in q übergeht, dann geht auch q in p über!“ Daß er nicht müde werden konnte, die Dinge des reinen Denkens sehend zu betrachten! Ich möchte mich gern eines Beistands versichern auf den Spiegelwiesen. Aber ich bin ja schon erinnert an des Denkens ältesten Beisprung: die Dialektik. Wenn also das Leben in Tod übergeht, sagt der alte Fuchs, dann geht auch Tod in Leben über. Ich offenbar's meiner Frau. Sie läßt mich stehen. Sie kann sich der Trauer, die ihre Würde hat, einfacher hingeben oder voller. Meine Trauer ist irgendwie schamlos. Ich sag dem Holzrechen. der mir zur Hand geht:  $q = p$  sage ich ihm. Der Holzrechen meint, wenn Gras in Heu übergeht, so geht doch Heu nimmermehr in Gras über. Man soll die Dinge nicht anreden wie im Märchen. Hätte ich den Holzrechen angedredet wie im Mythos, hätte er dialektischer antworten müssen: Wenn du den letzten Schnitt, das Grummet im Herbst auf der Wiese liegen läßt, geht's im Frühjahr wieder in Gras über. Die Dinge antworten, wie wir sie fragen. Lieber frage ich den Reisenden, der nun schon auf den Brücken über die Donau geht und zu St. Gellért hinaufschaut. Im Frageton red ich, schwätz ich von der Rückbezüglichkeit jeder Wandlung. Ach, daß uns Wörter so leicht von der Zunge

gehen, wenn wir Worte bitter nötig haben. Er kann's nicht leiden, wenn sich jemand ungefragt oder mit Unfragen ins Gespräch drängt. Er ist mit St. Gellért zugange. Der Heilige meditiert zur Zeit:

*Welch eine merkwürdige Sache, wie das Menschengeschlecht sich ernährt. Gäbe es keine Kunst, wer könnte die Arbeit ertragen?*

Der Heilige verwöhnt den Reisenden mit dessen Sicht. Der Heilige hatte eine Frau bemerkt, die singend eine knarrende Mühle drehte. Vernahm er, der Reisende, da auf der Elisabeth-Brücke über der Donau, etwas von Schillers Glocke aus der deutschen Ferne:

*Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort?*

Oder etwas anderes, ganz entgegengesetztes? Die Niethämmer der Warnow-Werft? Oder fragte er sich jetzt: Welche Kunst läßt die Arbeiter in den glühend heißen Brennöfen die Arbeit ertragen? „Wo bin ich?“ fragt er sich und sieht zurück in die Zeit. „Drinnen, vollkommen drinnen, in vollkommener glückhafter Übereinstimmung war ich eigentlich nur zwei Male, und da war ich beidemal an der Peripherie: hinter Stacheldraht auf der Antifaschule und damals auf der Warnow-Werft. - Zweimal, das ist viel. Die Regel ist keinmal.“

Erinnert sich jetzt auch meiner Wörter von der Rückbezüglichkeit jeder Wandlung. Apropos Wandlung:

*Sie ist eine Erfahrung meines Lebens, sie ist seit zwanzig Jahren mein Thema, aber sie ist es eigentlich noch immer als Vorsatz... Da ich Lenin las... Und was heißt: Faschist, der ich ja war? Bis wann war ich es, bis wohin und in welchem Bezug bis wann und wohin?... Da ich Lenin las... Lenin über Tolstoi... Ich war, das vergesse ich nie, wie von einem Zauberstab angerührt – war es das erste Zeichen des Anderen?*

„... die Wandlung ist jener Prozeß, in dem sich der Widerspruch auflöst – in was? In den neuen.“

Im Hotel Astoria, in seinem Zimmer, wo das Radio nicht geht, bedient er sich in Sachen Wandlung der Chiffre  $S = P$ . Das entspricht der Hegelschen Chiffre:  $p = q$ . Wenn Saulus in Paulus übergeht, geht auch Paulus in Saulus über. Zu Deutsch: Wenn der junge Faschist F in den jungen Antifaschisten F übergeht, geht auch der junge Antifaschist F über in den jungen Faschisten F. Mit mathematischer Logik gedacht, könnte Wandlung nur noch geschehen durch unendliche Annäherung der beiden F, wäre aber praktisch nicht abschließbar. Unendliches steht nicht zur Verfügung, nicht an Zeit.

Unendliches steht nicht zur Verfügung, nicht an Zeit.

Am drittletzten der 22 Tage überträgt er die Chiffre in Klartext:

*Es kann nur der Andere über den Einen siegen, der Andere, der aus dem Einen wächst, und er siegt, indem er in schwerem Hingang aus dem Einen der Andere wird...*

Mit Siegmeldungen war er immer äußerst zurückhaltend. Dies ist eine. In schwerem Hingang wurde die andere Position erreicht. „Meine Generation ist über Auschwitz zum Sozialismus gekommen.“ Davon nahm er nie ein Wort zurück.

Ich sehe in den unverhangenen Spiegel. Ich sehe mich und viele andere meiner Generation in

weiter Übereinstimmung mit den Anfangsstationen der Wandlung des F, der als junger Faschist an das Unwahrhaftigste geglaubt hatte, der geglaubt hatte, als Faschist ein „milder Herr“ sein zu können.

Doch es bleibt bei der ungeschminkten Wahrheit: im Anfang seiner – unserer – Wandlung war S = P.

Zuerst hat ihn der Blitz, der vor ihm einschlug, die Wahrheit über Auschwitz, nur geblendet. Als Kriegsgefangener kratzte er zuerst Gedichte – Engel auf die Holzschindel, die „allesamt strahlende Gestalten waren“. Neue Engel im alten, naiven Glanz und Glauben. Es mag ein Jahrzehnt gedauert haben, bis der Andere über den Einen gesiegt hatte. Dann erst konnte der Andere das Andere schreiben. Die Fahrt nach Stalingrad, die Kameraden, Kabelkran und Blauer Peter u.a. Und empfand danach, daß diese gute Wahrhaftigkeit noch nicht die unbedingte war. „Da kannst du machen, was du willst, du kommst von Auschwitz nicht mehr los. Gesetzt, du wärest nach Auschwitz kommandiert worden, was hättest du dort getan?“ Er anvertraut der Tragfestigkeit der gewonnenen Wahrhaftigkeit die Last des kaum Ertragbaren, des Höchstwahrscheinlichen. Gesteht sich und der Öffentlichkeit, daß er höchstwahrscheinlich in Auschwitz getan hätte, was der Schulfreund dort getan hat: Gemordet, ohne sich die Handschuh zu beflecken. Prometheus als potentieller Mordbrenner am Felsen des Kaukasus. Schuldig gesprochen durch sich selbst: Herakleisches, das Andere, vor Augen, von Herakles aber die Kunde, er sei ganz übergegangen ins Begreifen und Bewältigen von Schuld und Sühne, von Schicksal und Aufgabe. *Tua res agitur!* Es ist deine Sache, wenn das Haus des Nachbarn brennt. So Horaz. „Übernehmen Sie ruhig die Aufgabe einer Teilfunktion, die aber versorgen Sie genau.“ So der Freund in Budapest. – Er arbeitet hart. Die Ketten lockern sich allmählich, er kommt frei, der Adler streicht ab, der Engel mit den zerschmetterten Flügeln stürzt auf ihn. Im Spiegel das geworfene Bild: Der Engel eskortiert ihn – eskortiert den Engel – in die alten Felsenhöhlen über Trakls Salzburg.

*Immer klingen die weißen Mauern der Stadt.*

*Unter Dornenbogen*

*o mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht*

Der Engel hat die Sicht des Einen. Er hat die Sicht des Anderen. Die eine unbedingte Wahrhaftigkeit ringt mit der anderen. Nun kam alles wieder auf Position an.

Nun kam wieder alles auf die gewonnene sozialistische Position an.

Und auf Kunst.

Max Walter Schulz, Sinn und Form, Heft 5, September/Oktober 1984